

1993

Fünf Feministinnen diskutieren über Rassismus in der Gesellschaft – und in den eigenen Reihen

Die Farbe der Gedanken

Über das «Geschlecht der Gedanken» (Jutta Heinrich) und die Auswirkungen solch sexistisch verengter Sicht haben Feministinnen in den letzten zwei Jahrzehnten ausführlich nachgedacht. Ein Teil der Neuen Frauenbewegungen im Westen hat dabei vernachlässigt, dass gesellschaftliche Regelungen und Entwürfe sehr oft nicht nur frauenfeindlich sind, sondern auch eine ganz bestimmte fremdenfeindliche Färbung haben. Rassistische Beschränktheiten (auch) in den Reihen der Frauenbewegung sind keine Frage der Moral; sie erinnern daran, dass auch noch die autonomsten politischen Gruppierungen Teil dieser einen Gesellschaft der weißen Mehrheit sind und sich folglich mit ihr auseinandersetzen müssen.

Mit Shelley Berlowitz (ehemals Teamfrau der Villa Cassandra), Stella Jegher (cfd), Mascha Madörin (Aktion Finanzplatz Schweiz) und den zwei deutschen Feministinnen Katharina Gruber und Gesine Meerwein sprachen Astrid Deuber-Mankowsky und Lotta Suter



Foto: Gertrud Vogler

VoZ: Das Verhältnis von Feminismus und Rassismus wurde an der Sommeruni 92 in der Villa Cassandra auch für die schweizerische Frauenbewegung zu einem Schwerpunkt der Diskussion. Aus welchen Überlegungen wurde Rassismus in diesem Rahmen zum Thema?

Shelley Berlowitz: Schon anlässlich eines Seminars kurz nach dem Golfkrieg haben wir gemerkt, wie die westliche weisse autonome Frauenbewegung in ihrer Kritik der Geschlechterverhältnisse Fremdenfeindlichkeit und Rassismus ausgrenzt. Es war bisher kein Thema, dass auch wir als Feministinnen den reichen Westen repräsentieren; die Frage, wie wir uns als Zugehörige zu diesem Machtzentrum gegenüber Schwarzen Frauen* verhalten, wurde ausser acht gelassen. Obwohl es selbstverständlich in den USA, in Grossbritannien, auch in Deutschland eine Schwarze Frauenbewegung gibt und obwohl viel geschrieben worden ist über das Thema, haben wir es vernachlässigt. Wir wollten diese Konzentration auf das Geschlechterverhältnis, auf die Beziehung von Mann und Frau, sexuelle Gewalt, Gesundheit usw. selbstkritisch hinterfragen. Denn das sind zwar alle wichtige Themen, aber sie bleiben auf ein sehr eng gefasstes Herrschaftsverhältnis beschränkt.

Auf die Reichweite des feministischen Blicks seit den siebziger Jahren werden wir zurückkommen. Zunächst nochmal: Wieso thematisiert ihr die «Beschränktheit der westlichen Frauenbewegung» – so im Untertitel zur Cassandra-Sommeruni – ausgerechnet unter dem Rassismusbegriff? Wieso nicht ein eher soziologischer Begriff wie Unterschichtung oder auch Klasse?

Berlowitz: In der Konzeption der Veranstaltung waren die Auseinandersetzungen mit anderen Kulturen und die ökonomischen Machtverhältnisse zentral. Dies zeigen ja auch die Referate: Stella Jegher beispielsweise sprach über Dialogmöglichkeiten zwischen Frauen in Ost und West, Joséphine Ouédraogo über die Auswirkungen der Strukturpassung auf Frauen in Westafrika, Chong-Sook Kang kritisierte die Subsistenztheorie. Rassismus ist aber erst im mittleren Block der Sommeruni, als es um das Verhältnis

«Schwarz» als Adjektiv mit grossem Anfangsbuchstaben wird hier als politische Bezeichnung für Menschen verwendet, die aufgrund ihrer Hautfarbe / ihres Aussehens und häufig auch ihrer Religion, Kultur und ethnischen Herkunft diskriminiert werden.

zwischen Schwarzen und weissen Frauen in verschiedenen Projekten ging, zum prägenden Begriff für die Beschränktheit des Blickwinkels geworden.

Seid ihr alle mit dieser Diagnose, dass die autonome Frauenbewegung so beschränkt ist, so beschränkt geworden ist, einverstanden?

Stella Jegher: Für mich war die Beschränktheit der westlichen Frauenbewegung nie gleichzusetzen mit «rassistischer Frauenbewegung» oder «Frauenbewegung und Rassismus». Ich sehe hauptsächlich Beschränktheiten, die sich jetzt aufdecken durch die Auseinandersetzung mit Frauen, die vorher weniger in unserem Blickfeld waren: Frauen in Osteuropa oder Schwarze Frauen, die hier leben. Aber auch die Zusammenhänge zwischen uns und den Frauen im Trikont wurden genauer angeschaut, etwa anlässlich der IWF-Kampagne letztes Jahr. Zur Ausweitung des Blickwinkels gehört für mich aber auch noch anderes: dass wir unsere Anliegen besser vermitteln, verständlich machen können zum Beispiel.

Gesine Meerwein: Ich glaube nicht, dass Rassismus so zufällig zum hauptsächlichen Diskussionspunkt geworden ist. Zumindest in Deutschland kam die Initiative ganz klar von Schwarzen Frauen, die irgendwann gesagt haben: Wir machen nicht mehr mit. Ihr mit eurem feministischen Internationalismus, den könnt ihr euch abschminken, wenn ihr nicht endlich einmal schaut, wer hier die Bedingungen stellt, wer definiert, was Feminismus ist, wer welche Allgemeingültigkeitsansprüche stellt usw. Das war nicht etwas, was freiwillig von uns her kam, so, jetzt wollen wir uns mal mit Rassismus auseinandersetzen. Das war ganz klar die Reaktion auf den Druck von seiten Schwarzer Frauen; ein Druck, der auch dadurch zunahm, dass sich die gesellschaftliche Situation für Schwarze Frauen immer mehr zuspitzt. Deshalb stellte sich für uns auch nicht die Frage, weshalb wir uns nicht mit Schicht oder mit Behindertenfeindlichkeit in der Frauenbewegung oder was es sonst noch gibt auseinandersetzen.

Berlowitz: Bei uns war der Druck nicht so konkret da – oder wir haben ihn nicht so wahrgenommen –, obwohl es ja auch in der Schweiz Schwarze Frauen und Emigrantinnen gibt. Jedoch drängte sich die theoretische Auseinandersetzung auf.

Mascha Madörin: Für mich persönlich verlief der Prozess der feministischen Blickerweiterung

eher umgekehrt. Ich habe mich viel früher mit Rassismus auseinandergesetzt als mit Sexismus, und ich bin jetzt ziemlich erstaunt über die Art und Weise, wie die Rassismuskonzeption in die Frauenbewegung überkommt.

Mich stört es im übrigen sehr, von der autonomen Frauenbewegung zu sprechen. In der Schweiz wie auch in andern Ländern gibt es an sehr vielen sehr verschiedenen Orten autonome Frauengruppen. Wenn wir von der autonomen Frauenbewegung sprechen, dann ist damit meist der Teil der Neuen Frauenbewegung gemeint, der sich mit «Körperpolitik», Mann-Frau-Beziehungen usw. befasst. Es gibt aber heute Frauen und Frauengruppen, welche Geschlechterverhältnisse in verschiedensten gesellschaftlichen Realitäten, und das kann durchaus auch Rassismus sein, zum Thema machen. Jede gesellschaftlich relevante Frage wird doch heute von Frauen, die sich als Feministinnen verstehen, debattiert; ob Gentechnologie oder Nord-Süd-Verhältnisse, da gibt es doch überall Frauennetze, die sich mit neuen gesellschaftlichen Entwicklungen, die wir Frauen ja nicht selber erfunden haben, auseinandersetzen, deshalb ist es auch kein Zufall, dass das Phänomen Rassismus jetzt zum Thema wird. Die Frage des Rassismus als Frau zu durchqueren wäre ein sinnvoller Ausgangspunkt für eine Rassismuskonzeption unter Feministinnen. Rassismus ist für Frauen nämlich nicht dasselbe wie für Männer.

Die Diskussion über die erwähnten Beschränktheiten, und wir bleiben jetzt mal beim Rassismus, wird in der Frauenbewegung sehr schnell von der Frage dominiert: Wo bin ich rassistisch? Die Wahrnehmung auch der gesellschaftlichen Zuspitzung des Rassismusproblems führt nicht in erster Linie zur politischen Intervention, sondern in erster Linie zu einer harschen Selbstkritik. – Und in diesem selbstreflexiven Ansatz bleiben «die andern» oft ein sehr vage umrissenes Gegenüber.

Katharina Gruber: Die Selbstkritik ist nicht Selbstzweck, sondern eine Notwendigkeit für jeden Dialog. Am Anfang steht die Erkenntnis der Dialogunfähigkeit der deutschen Frauenbewegung, die sehr stark eine weisse Mittelstandsbewegung war und zu der Schwarze Frauen sagten: Wir können nicht miteinander reden, ihr könnt uns nicht einmal zuhören. In dieser Situation konnte es nicht darum gehen, über Schwarze Frauen zu reden oder mit ihnen Kontakt aufzunehmen, sondern erst mal zu schauen,

was uns unfähig macht, mit ihnen zusammenzuarbeiten.

Selbstverständlich wollen wir nicht bei der Selbstkritik stehenbleiben. In Freiburg zum Beispiel ist es sehr stark die Frauenszene, die sich gegen die Sammellager engagiert, sind es Frauengruppen, die Strassenaktionen machen, Verwaltungsgebäude besetzen und sagen: Stopp, halt, wir akzeptieren diese Politik nicht! Diese Aktionen hatten genau das zur Voraussetzung, dass die Frauen anfangen, sich zu fragen: Wieso haben wir uns so wenig um Rassismus gekümmert? Wieso lassen wir den Rassismus zu, und inwieweit sind wir Teil von dem Ganzen? Selbstkritik und politische Intervention sollte man nicht gegeneinander ausspielen.

Berlowitz: Sie sollen sich sogar ergänzen! Und natürlich sollte dabei die ausschliessliche Beschäftigung mit der Frage «Wie rassistisch bin ich?» vermieden werden. Noch wichtiger erscheint es mir allerdings im Moment, die zunehmende Nabelschau, den Rückzug ins Private innerhalb weiter Teile der autonomen Frauenbewegung zu verhindern. Dagegen plädieren wir für eine Ausweitung des Blickwinkels. Natürlich gibt es Frauengruppen, die sich bereits seit langem mit verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen beschäftigen. Doch die «Privatisierung» hat sich unübersehbar zur Mainstream-Erscheinung der Frauenbewegung entwickelt.

Jegher: Stimmt denn das? – Für mich habe ich «Blick über den Schlagbaum», ebenfalls im Untertitel der Sommeruni, so verstanden: Als Feministinnen von andern, zum Beispiel den Frauen im Osten, lernen. Das beginnt damit, dass wir genau hinschauen, was dort passiert ist, wie die Entwicklungen dort gelaufen sind, wie die Machtverhältnisse aussahen. Mit Selbstkritik hatte das für mich eigentlich wenig zu tun.

Haben die unterschiedlichen Ansätze – hier der Versuch, die Beschränktheiten gleich möglichst direkt anzugehen, dort Selbstreflexion als ersten unabdingbaren Schritt – etwas mit der Richtung der Blickerweiterung zu tun? Kommt's darauf an, ob eine eher nach Osten oder in den Süden schaut?

Meerwein: Unter den ostdeutschen Frauen gibt es immer mehr, die sich weigern, mit uns zusammen irgendwelche Kongresse zu machen, weil die Kommunikation so schwierig ist – unmöglich ist. Die sagen auch, wir sehen nicht ein, wes-



Femia-Treffpunkt ...

Die Farbe der Gedanken

Fortsetzung von Seite 25

halb wir uns ständig mit dieser Arroganz und diesem Übermuttergetue der weissen westdeutschen Frauen auseinandersetzen sollen. Sie sagen ähnlich wie Schwarze Frauen: Wir gucken, was wir wollen. Sie ziehen sich auch erstmal zurück, um zu sehen, was ihre Themen und Schwerpunkte sind. In Deutschland spitzt sich das immer mehr zu, eher als dass sich Ost- und Westfrauen annähern.

Der zweite Punkt, der mir wichtig ist: Von Schwarzen Frauen lernen, das ist selber eine sehr umstrittene Sache, die viele Diskussionen zwischen weissen und Schwarzen Frauen ausgelöst hat, weil Schwarze Frauen sagten: Wir wollen das nicht, wir sind nicht mehr bereit, ständig was von uns herzugeben.

Jegher: Du hast mich falsch verstanden. Mit Lernen meinte ich nicht, von den andern profitieren, weil die eine bessere Kultur haben oder so etwas. Ich meine ein Kennenlernen von anderen Strukturen, von andern Machtverhältnissen und den Erfahrungen der Frauen damit.

um die Tradition, in der sie sich bewegt. Gerade weil es die gemeinsame Praxis von Feministinnen aus verschiedenen Kulturen nur in wenigen Projekten gibt, haben wir uns entschlossen, dies zum Thema der Sommeruni zu machen. Dabei hofften wir natürlich, dass eine gemeinsame Praxis aus dieser und ähnlichen Veranstaltungen vermehrt entsteht. Wir wussten um die Zwiespältigkeit des Anlasses: Es würden eine Mehrzahl von weissen Frauen da sein, zwar auch einzelne Frauen aus nicht-westlichen Kulturen, die waren dann auch da, aber eben nur einzelne. Diesen Widerspruch können wir aber nicht einfach auflösen, er ist eine Realität.

In einigen der Sommeruni-Referate bleiben die andern, zusammengefasst als die nicht im biologischen Sinn verstandenen «Schwarzen Frauen», irgendwie diffus; sie werden fast ausschliesslich über ihr Anderssein definiert. Im Grunde geht es – zum Beispiel bei eurem gemeinsamen Referat, Katharina und Gesine – trotz anderslautender Absichtserklärung doch wieder um eine Opfer/Täterinnen-Struktur.

wollen wir im Moment reden, über diese unterschiedliche politische Identität.

Meerwein: Ich möchte das an einem Beispiel erklären: Weisse deutsche Frauen versuchen, gegen Heiratshandel zu arbeiten, und stellen dabei in ihrer weissen Sicht die philippinischen Frauen bloss noch als Opfer dar; schliesslich machen sie eine Politik, die sich darauf beschränkt, «diesen Frauen» zu helfen. Die Philippininnen sagen nun, wir können wegen eurer Aktionen – auch wegen eurer Aktionen – nicht mehr auf die Strasse gehen, ohne ständig und überall diese Blicke zu kriegen «Aha, du bist eine gekaufte Katalogfrau». Wenn wir nun als Teil unserer praktischen Arbeit die Aufmerksamkeit im Moment auf solche Sachen lenken, schliesst das anderes überhaupt nicht aus.

Madörin: Es braucht sehr viel Reflexion darüber, wie über Rassismus geredet werden kann, wenn es sich nicht um eine Rassismus-Problematik handelt, die aus der praktischen Arbeit entsteht. An der Sommeruni war meiner Meinung nach das Verhältnis zwischen Alltagsrassismus bzw. Verhaltenrassismus und Strukturen, die Rassismus produzieren, sehr unbefriedigend. Entweder ist über «unseren

weiterzugehen, für mich selber zu merken, dass es in der Zusammenarbeit mit Schwarzen Frauen Sachen gibt, die ich einfach nicht will. Zum Beispiel, dass ich eine Afrikanerin anschau und als erstes denke «Mein Gott ist die schön». Wir sind in einer Kultur aufgewachsen, die sehr starke rassistische und antisemitische Züge in sich trägt, damit müssen wir uns als Teil vom

» **BürgerInnenrechte – so unvollkommen sie für Frauen sind – bieten immer noch ein grösseres Mass an Rechtssicherheit und politischen Handlungsmöglichkeiten als die an ein 'öffentliches Interesse' gebundenen Abhängigkeitsrechte von ImmigrantInnen und Flüchtlingen. Insbesondere Feministinnen der Dominanzkulturen müssten daher zu Fragen Stellung beziehen wie: 'Können wir heute die Citoyenneté (das BürgerInnenrecht) vom Nationalstaat abtrennen? Können**

...dersetzung mit Unterdrückungsverhältnissen. Auch wenn von eigener Beschränktheit und Selbstkritik die Rede ist, müssen die Machtverhältnisse, in denen das thematisiert wird, mitberücksichtigt werden. Ob im Rahmen eines internationalen Frauenseminars weisse Frauen dominierend wirken oder ob im Rahmen der Weltwirtschaft und der internationalen Militärbündnisse weisse Männer ihre zerstörerische Macht ausüben, macht in meinen Augen immer noch einen grossen Unterschied.

Madörin: Die Sommeruni ging vom konkreten Bedürfnis von Cassandra-Frauen aus, die ihre eigenen Grenzen überwinden wollten. Anlass war nicht eine konkrete Situation, in der wir Schweizer Feministinnen mit andern Frauen zusammen, zum Beispiel Immigrantinnen, ein Bündnis eingehen wollen. Da steckt für mich der Wurm im Konzept. Es gibt ja Orte in der Schweiz, wo diese Auseinandersetzungen aufgrund gemeinsamer Arbeit existieren. Das gilt zum Beispiel für die fünf Frauen im FIZ (Fraueninformationszentrum), die aus sehr unterschiedlichen Kulturen kommen. Oder es gibt in Basel eine Beratungsstelle für Frauen, die von Türkinnen, Kurdinnen und Schweizerinnen gemeinsam geleitet wird. In diesen Fällen ist die gegenseitige oder auch die einseitige Behinderung ein akutes Problem; da kommen Machtverhältnisse ins Spiel.

In der Villa Cassandra hätte ich Frauen aus andern Kulturen die Frage gestellt: Was ist für euch Feminismus? Und nicht: Was denkt ihr über unsern Rassismus? oder: Wie ist es für euch mit uns zusammen? Denn dieses «Mit-uns-zusammen» hat es unter den Sommeruni-Teilnehmerinnen real gar nie gegeben. Es gab ja keine gemeinsame Praxis. Natürlich kann man über rassistische Elemente und Grundstrukturen unserer Kultur, von der auch der Feminismus geprägt ist, diskutieren, aber ich bin dagegen, dass das in einem abstrakten Raum passiert.

Berlowitz Ein Frauenbildungszentrum, wo fortlaufend Kurse und Seminare für Frauen veranstaltet werden, ist kein abstrakter Raum. Der konkrete Anlass besteht darin, dass wir unsere Arbeit auch selbstkritisch betrachten wollten: Wieso sind die traditionellen Zentren der Frauenbewegung (Frauenbildungshäuser, Frauenzentren usw.) reine weisse Mittelstandszentren? Wieso sind Fragen des Rassismus nicht alltäglicher Bestandteil unserer Arbeit? Dabei geht es nicht bloss um die Villa Cassandra, sondern auch

» Ist das Siechtum des West-Feminismus nicht schon längst eingetreten, nämlich von dem Zeitpunkt an, wo er die eigenen Fragen bereitwillig unter die sogenannten grossen Fragen der Politik unterordnete und nicht viel mehr wollte, als einige geschützte Orte für sich selbst zu schaffen? Wird diese Zerstörung an der eigenen Sache nicht von Frauen selbst mitbetrieben, sofern sie mit ihrer Ignoranz gegenüber den globalen gesellschaftlichen und politischen Problemen und gegenüber den 'ändern' das weisse westliche Patriarchat mittragen? (...) Oder brauchen wir Grenzen, die je begrenzte Welt, den Ausschnitt, um nicht erschlagen zu werden von der Problemfülle, die auf uns einstürzt, sobald wir uns das Faktum 'Grenzöffnung' wirklich bewusstmachen? (...) Sind vor allem Frauen als Randständige und kaum Angesiedelte heillos überfordert, wenn sie nun auch noch ausserhalb des eigenen Reviers ihre Fühler ausstrecken, sich interessieren, mitdenken, mitfühlen sollen? (...) Diese neunziger Jahre verlangen eine 'Erneuerung', eine tiefgreifende Veränderung west-feministischer Theorie und Praxis, sofern der Feminismus hier mehr sein will als ein therapeutisches Selbstbefreiungsinstrument der weissen Mittelschichtsfrau. »

Christine Thürmer-Rohr

Gruber: Uns geht es gerade nicht darum, zu sagen, die Schwarzen Frauen sind alle so und die weissen so. Bei aller Unterschiedlichkeit auch unter weissen bzw. Schwarzen Frauen bleibt aber ein Punkt bestehen: dass wir von Rassismus jeweils ganz anders betroffen sind. Und darüber

rassismus geredet worden oder dann aber gesellschaftliche Strukturen. Mindestens zwei Themen haben gefehlt: Wo gibt es in der feministischen Theorie Ansatzpunkte für den Zusammenhang Rassismus und Sexismus? Wie sollen wir uns solche Zusammenhänge denken? Ist es überhaupt richtig, solche Zusammenhänge zu denken? Zu diesen Fragen gibt es ganz unterschiedliche Positionen. Und der zweite Punkt: Wo werden rassistische Strukturen produziert, durch wirtschaftliche, juristische, wirtschaftliche Tendenzen? – Rassismus beschränkte sich doch sehr stark auf persönlichen Rassismus.

Gruber: Das stimmt nicht. Uns zum Beispiel war es ein sehr wichtiges Anliegen, genau diese Zusammenhänge aufzuzeigen. Gerade weil ständig aufgespalten wird, wenn es um Rassismus und Antisemitismus in der deutschen Frauenbewegung geht: Da die wirtschaftlichen Zusammenhänge und die gesetzliche staatliche Repressionsmaschinerie, die die Lage ständig verschärfen, dort, spitz gesagt, die Selbsterfahrung.

Wenn sich die Rassismus-Diskussion unter Frauen von konkreten Zusammenhängen löst und abstrakt diskutiert wird, besteht offenbar die Gefahr, dass wir sehr undifferenziert von «unserem Rassismus» zu reden anfangen. Dass sich plötzlich alle Feministinnen ungeachtet ihrer Lebens- und Arbeitszusammenhänge diesen Schuh anziehen müssen. Dieses «Feministinnen sind rassistisch» könnte sehr ambivalente Folgen haben ...

Gruber: Sache ist: Frau muss sich den Schuh anucken und schauen, ob sie ihn nicht vielleicht schon anhat. Wenn ich mir Texte an der Uni diesbezüglich anschau ... Ich mache ein Seminar über frühe feministische Theorie im Deutschland der Weimarer Republik. Diese Frauen waren zum Teil sehr antisemitisch und völkisch drauf und daneben sehr radikal, was Themen wie den Paragraphen 218 anbelangt. Was passierte: Im Seminar wurde über die antisemitische Seite gar nicht geredet; es wurde nicht geschaut, wie das in die sonstige Denkstruktur eingefügt war. Der Verfasserin eines Buches über diese frühen Feministinnen würde ich schon sagen: Guck dir diese Antisemitismus-Geschichte an.

Der Schuh ist nicht nur bequem, aber den muss ich tragen, den kann ich tragen, dann muss ich auch nicht mehr so Angst davor haben. Die Diskussion verstehe ich als Zwischenschritt, um

wir auf eine andere Weise als bisher Citoyens und Citoyennes sein?' (...) Ausserdem könnte der Blick auf institutionelle Ein- und Ausgrenzung helfen, Diskussionen um Rassismus und Antisemitismus aus der 'Schuld-Scham-Spirale' zu lösen und Ansatzpunkte für ein gemeinsames politisches Handeln in Bündnissen zu entwickeln. »

Gotlinde Magiriba Lwanga

Ganzen auseinandersetzen, wenn wir Politik machen wollen.

Berlowitz Das erinnert mich ein bisschen an die Sexismus-Diskussion. Männer profitieren vom Patriarchat, ob sie nun ausgesprochen sexistisch sind oder nicht; ob sie's nun merken oder nicht, sind sie Träger einer bestimmten Kultur.

Meerwein: Ich denke, in der Frauenbewegung kommt noch dieser Punkt der Verunsicherung dazu; plötzlich ist dieses «Wir-Gefühl» hinterfragt worden. Es sind welche hingestanden und haben gesagt: Dieses «Wir» stimmt nicht mehr. Dieser Zusammenbruch war für viele Frauen, die sehr viel in dieses «Wir», zum Beispiel durch Mitarbeit an Frauenprojekten, investiert haben, ganz einschneidend. Doch wenn das – wie leider oft in der deutschen Frauenbewegung – zu einer Lähmung führt, ist das ein Problem der betreffenden Frauen und nicht derjenigen, die die Diskussion aufgebracht haben.

Madörin: In den und rund um die Frauenbewegungen gibt es einen endlosen Diskurs – der zunehmend von den Frauen selbst aufgenommen wird – darüber, ob Sexismus eine eigenständige Fragestellung sei. Ich habe erlebt, wie wir Feministinnen als Kleinbürgerinnen bezeichnet wurden, dann, wie unsere fehlenden ökologischen Positionen beanstandet wurden. Jetzt kommt die Rassismus-Debatte, und bereits höre ich permanent von Männern, dass also auch die Feministinnen rassistisch seien. Auch in der Entwicklungszusammenarbeit habe ich die Erfahrung gemacht, dass der Feminismus – im Gegensatz zu allen andern Ismen – gern als kultureller Imperialismus gehandelt wird.

Ich kann die Art und Weise, wie mit der Rassismus-Debatte in den Frauenbewegungen um-



Fotos: Gertrud Vogler

für Frauenflüchtlinge, Zürich

gangen wird, nicht abstrahieren von diesen Dingen. Ein weiteres Beispiel dazu: Der «Widerbruch», eine schweizerische Theoriezeitschrift der Linken, hat vor kurzem ein Heft zum Thema Rassismus herausgegeben; die Struktur des Hefts präsentierte sich folgendermassen: Es gab eine ausschließlich von Männern geschriebene und zwei interessante Artikel über Rassismus, zwei weitere drei davon über Rassismus bei Rechtsradikalen. Daneben gab es drei in diesem Zusammenhang besonders erwähnenswerte Texte, verfasst von zwei Frauen und von einem Mann: Der erste, ein Jude, schrieb über Rassismus im Judentum, die zwei Frauen dachten über Rassismus in den eigenen Reihen nach. Was nicht thematisiert wurde, ist Rassismus in den eigenen Reihen der Linken und fortschrittlichen Männer.

Das ist die Diskussionsstruktur, die sich heute der Öffentlichkeit durchsetzt. Als Grenzgängerin habe ich die ganze linke Debatte über Feminismus erlebt, und ich schätze die heutige Situation als extrem feminismusfeindlich ein. Dazu kommt noch ein anderes Erbe: In unserer Kultur ist die Welt für Frauen eine unablässige Verbesserungsanstalt, wo ständig Mängel behoben werden müssen: falsche Sozialisierung, falsche Verhältnisse, Verhältnisse von Subjektivität

sexistisch, rassistisch, kapitalistisch oder sonst noch was?» ziemlich durchsetzen können. Meine These ist: Es hängt mit einer gewissen Analysefeindlichkeit der Frauen zusammen. Am Schluss ist es doch einfacher, sich in guter christlicher Tradition selbst die Schuld zu geben.

Berlowitz: Es könnte doch auch sein, dass es ein zentrales Thema war, das die Frauen an einem Punkt getroffen hat.

Gruber: Das hat getroffen, das ist der Punkt.

Madörin: Meiner Meinung nach gibt es einen grossen Unterschied zwischen der politischen Kultur der Schweiz und derjenigen der BRD. Wir sind viel eklektizistischer, sammeln von überall her etwas zusammen. Im Gegensatz zu Deutschland werden zum Beispiel in der hiesigen Frauenbewegung auch die Mailänderinnen rezipiert. Die Szenenabgeschlossenheit ist viel kleiner, weil das bei der Grösse unserer Städte einfach unumgänglich ist. Als wir in der Schweiz die Südafrika-Kampagne machten, war es immer selbstverständlich, dass auch Gruppen von autonomen Frauen mitarbeiteten; es ist üblich, in breiten Koalitionen zu arbeiten. Probleme gibt es dabei auch: Akzeptieren wir zum Beispiel Türkinnen, mit denen einige von uns in der Asylbewegung zusammenarbeiten, auch als gleichbe-

alle andern sind, wie ungeheuer verschiedene Dinge sie zum Beispiel unter Feminismus verstehen. Als in der Villa Cassandra nach dem Referat von Joséphine Ouédraogo, Ex-Ministerin aus Burkina Faso, diskutiert wurde, ist mir aufgefallen, dass von ihr als «Afrikanerin» geredet wurde – als ob Ministerinnen und Kleinbäuerinnen in einem Land dasselbe wären. Diese Frau hat aus ihrer Sicht, auf dem Erfahrungshintergrund einer Ministerin, bestimmte Dinge dargestellt, und dann sind da Fragen gekommen wie: Haben wir jetzt ein falsches Verhältnis zu den Schwarzen?

Die Kritik des Ausschlussverfahrens, das rassistisch ist, ist wichtig – aber wie mache ich das, ohne «die andern» wieder pauschal gleich zu denken? Ich befürchte, dass durch Reden über Rassismus auch Rassismus produziert werden kann. Wäre es nicht wichtig, Anti-Rassismus zu praktizieren und andersherum zu fragen: Wie sieht der Feminismus hier aus, wie dort, «in aller Welt»?

Meerwein: Produziert das Reden über Rassismus wirklich Rassismus? Ja und nein. Es gibt eine bestimmte Art darüber zu reden, die das fördert. Auf der andern Seite ist noch viel zu wenig darüber gesprochen worden. Dieses Dar-

» «Was macht die vereinheitlichende Sicht auf Frauen und darüber hinaus das Gleichsetzen von Frauen und 'Dritte Welt' so verlockend? Etwa die strikte Festlegung von Frauen auf das Opfersein, mit der Folge, dass Frauen ihre Beteiligung an Machtstrukturen nicht zur Kenntnis nehmen und hinterfragen müssen? (...)

Der weisse westliche Feminismus schafft sich einheitliche Bilder – von der 'Ersten-Welt-Frau' ebenso wie von der 'Dritten-Welt-Frau'. Die unterschiedlichen Situationen der Frauen im Trikont fallen damit ebenso unter den Tisch wie ihre verschiedenen Kämpfe gegen Ausbeutung, materielle Ungleichheit, Zerstörung ihrer Umwelt und Ressourcen, medizinische Versuche an Frauen etc. Die Vorstellung von Frauen als einer Klasse qua Ge-

Objektivität, zu wenig politisch, zu wenig in dem und jenem. Die Rassismus-Diskussion da sehr fruchtbaren Boden vorgefunden. Ich persönlich lehne jede Politik mit Schuld- und Sühnegefühlen bei Frauen radikal ab.

Jegher: Was aber nicht-vernünftigen sollte, was wir über unsere eigenen Beschränkheiten kritisch nachdenken und uns verunsichern lassen. Manchmal ist die Beschränktheit ja auch ein Schutz: Frau muss sich immer wieder Scheuappeln anziehen, um durchzukommen. Die Frage ist dann, in welchem Kontext kannst du es leisten, diese Scheuklappen wieder abzulegen?

Madörin: *dieses ungebrochene «Wir-Gefühl», von dem ihr gesprochen habt, überhaupt noch so stark vorhanden? Seit den siebziger Jahren hat die Frauenbewegung in mehreren Auflagen das Verhältnis von prinzipiellen Frauenrechten und kulturellen Differenzen diskutiert – Stichworte: Tschador-Diskussion, Klitoris-Beziehung, spezielle Menschenrechtscharta für Frauen. Das Nord-Süd-Verhältnis ist gerade von Feministinnen ausführlich thematisiert worden, sehr oft auch von Frauen aus dem Süden. Wo ist die Frau, die heute noch meint, unser West-Feminismus sei Modell für die ganze Welt?*

Madörin: Am Schluss der Sommeruni-Woche haben wir eine kleine Umfrage gemacht und festgestellt, dass mindestens zwei Drittel der Frauen sehr viel Erfahrung mit politischem Engagement in verschiedensten Zusammenhängen hatten.

Meerwein: Es geht ja bei dieser ganzen Diskussion nicht darum zu sagen, dass der Feminismus oder die Frauenbewegung falsch sind oder dass die Sexismuskritik vergessen werden sollte. Tatsache ist, dass in Deutschland Rassismus gegenwärtig sehr stark in Frauenzusammenhängen diskutiert wird. Die ganze praktische Flüchtlingsarbeit, Aktionen gegen die ständig sich verschärfende Asylpolitik liegt stark in Frauenhänden. Und es ist den Frauen sehr bewusst, weshalb sie in Frauenzusammenhängen bleiben wollen.

Jegher: Es interessiert mich aber schon, weshalb das Thema unseres eigenen Rassismus in der Villa Cassandra so viel Raum gegriffen hat. Von den Vorträgen her war diese Richtung gar nicht unbedingt gegeben. Und doch hat sich am Schluss die Frage «Ist die Frauenbewegung

rechtmäßige Partnerinnen für die Theorie und Praxis der Frauenbewegung, wenn sie das wollen?

Jegher: Diese Separation von Expertinnen und Betroffenen produzieren wir aber immer wieder, auch jenseits von rassismusverdächtigen Themenbereichen.

Gruber: Ein Beispiel noch zur Beschränktheit, auf die ich mich beziehe: Es gibt in Deutschland eine Gruppe «Frauen für eine neue Verfassung», welche einen frauengemässen Textentwurf ausarbeiten wollen. Leider haben sie vergessen, das Ausländerrecht miteinzubeziehen. Mit Frauenrechten haben sie also ganz klar die Rechte der deutschen Staatsbürgerinnen gemeint. Oder bei der Diskussion um den Paragraphen 218: Das Recht auf Abtreibung müsste verbunden werden mit dem Recht auf Schwangerschaft für bestimmte Frauen, denen das Kinderhaben nicht zugestanden wird.

Jegher: Dieselbe Ausgrenzung passierte in der EG-Diskussion: Es wurde dargestellt, wie toll das alles für die Frauen ist; dabei wurde ein ganz bestimmter Teil Frauen «vergessen».

Madörin: Eine Sache ist, dass bei Verfassungsrechten, Rechten in der EG nur ein bestimmter Teil von Frauen mitgedacht wird und der andere nicht. Und dann sind alle ändern einfach «alle ändern». Diese Pauschalkategorie «alle ändern» beinhaltet immer schon eine rassistische Struktur, über die geredet werden muss. Aber vor allem müssen wir wahrnehmen, wie verschieden

» Die Regelung des Ausländergesetzes verfolgt nicht nur ausländerpolitische Ziele, sondern enthält auch familien- und frauenpolitische Wertvorstellungen: Ausländische Frauen hängen mit ihrer gesamten Existenz vom Wohlwollen des Ehemannes ab. Funktioniert die Ehe nicht so, wie es sich der Mann wünscht, braucht er die Frau nur so lange zu misshandeln, bis sie aus Not flüchtet. Den Rest erledigt dann die Ausländerbehörde, die für die ordentliche Abschiebung und somit völlige Existenzvernichtung sorgt. »

Gülşen Aktaş

überreden darf nicht vom antirassistischen Handeln abgespalten werden.

Gruber: Du, Mascha, hast mit Recht gesagt, dass du nicht «die anderen» produzieren möchtest. Für mich ist das Ideale ein Prozess, wo ich beides dekonstruiere: Die «anderen» und das «Wir». In dem Moment, wo ich die Differenzen in diesem Wir wahrnehmen kann, unterschiedliche Klassenherkunft, unterschiedliche ethnische Herkunft, Land und Stadt, Behinderte, Lesbische, Heterosexuelle usw., ist das für mich auch ein Schritt dazu, nicht mehr rassistisch zu sein. Das ist nur möglich, wenn ich die Unterschiedlichkeit von Menschen überhaupt wahrnehmen und akzeptieren kann.

Ihr habt alle betont, die Sommeruni sei ein Anfang gewesen. Könnt ihr skizzieren, in welche Richtung ihr weiterarbeiten werdet?

Berlowitz: Ich habe aus dieser Veranstaltung sehr viel gelernt, von den Vorbereitungen bis zum Inhalt selbst. Und ich weiss von sehr vielen Teilnehmerinnen, dass effektiv eine Blickerweiterung stattfand. Die Gefahren, die es bei dieser Thematik gibt, dürfen nicht zur Folge haben, dass überhaupt nicht mehr über Rassismus geredet wird. Es ist wichtig, dass die gemeinsamen Berührungspunkte von Frauen verschiedener Kulturen, die hier zusammenarbeiten, weitergeführt werden. Es müssen nicht immer alle alles zusammen machen, aber die Abschottung, die ich in der Frauenbewegung erfahren habe, muss sich auflösen, öffnen, damit der eigene gesellschaftliche Ort klar wird, damit sich Möglichkeiten politischer Handlung auftun.

Meerwein: Wenn ich sehe, was im Moment in der Bundesrepublik abläuft, die ganze Asyldebatte und der ständig ansteigende Rassismus, dann wäre für mich ideal, wenn die politische Aktion parallel laufen würde mit der theoretischen Diskussion darüber: Wie funktioniert dieser Staat? Wie funktioniert Rassismus? Wie wirkt er sich aus? Wie habe ich daran teil? Wie kann ich mit ausländischen Frauen zusammenarbeiten? Dass Theorie und Praxis dynamisch verbunden bleiben, wünsche ich mir, und dass alle Frauen, die irgendwie politisch arbeiten, sich diese Fragen stellen. Das ist im Moment sehr nötig, das muss sein.

Jegher: Mir scheint auch, dass ich einiges dazu gelernt habe darüber, wie bewusst oder unbewusst mit Beschränkungen umgegangen wird. Ich selber überlege mir zum Beispiel, wie ich in

SCHREIBT WAI EINE DER VORAUSSETZUNGEN für die autonomen Kämpfe der Frauen in der westlichen Welt. Jedoch 'kolonisiert diese Vorstellung bezüglich Frauen in der Dritten Welt die Vielfalt gleichzeitig existierender Gruppen von Frauen verschiedener Klassen und Ethnien' Wie Chandra Talpade Mohanty schreibt. Die analytischen Grundsätze westlicher Feministinnen begrenzen ihrer Ansicht nach 'die Möglichkeit von Koalitionen zwischen weissen, westlichen Feministinnen, der Arbeiterklasse und schwarzen Feministinnen überall in der Welt'. (...) Solange weisse Feministinnen ihre Klassenunterschiede nicht benennen und politisch nutzen, werden sie nur das wahrnehmen, was in die herrschende Norm der weissen Frauenbewegung passt. »

Ilona Bubeck

Alle Zitate aus dem soeben erschienenen Buch: Ika Hügel, Chris Lange, May Ayim u. a. (Hrsg.): *Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung.* Orlanda Frauenverlag, Berlin 1993. 278 Seiten. Fr. 29.80

meiner Frauenprojekt-Arbeit bewusster mit Frauen aus andern Kulturen arbeiten könnte. Die ganze Ausgrenzungproblematik ist für Feministinnen im Moment sehr akut und realistisch.

Madörin: Immer wenn Irrationalitäten und Widersprüche eines Systems zugedeckt werden müssen, nehmen nicht nur rassistische, sondern auch sexistische Tendenzen zu. Für mich sind beide Bereiche heute brisant. Denn gerade in Szenen, in denen Sexismus bisher noch diskutiert wurde, scheint es sehr opportun, dass das Thema allmählich verschwindet.

Gruber: Eine weisse Frau kann Rassismus und Sexismus vielleicht trennen, eine Schwarze wird immer von beidem gleichzeitig getroffen. Für mich ist es wichtig, an den Orten politisch was zu machen, wo sich Sexismus und Rassismus überschneiden. ■